

Peter Sloterdijk: „Der Fürst und seine Erben“

Auch die Demokratie will starke Männer

Von Nils Schniederjann

Deutschlandfunk, Andruck, 22.06.2026

Peter Sloterdijk wertet den weltweiten Vormarsch des Autoritarismus nicht als Krise der Demokratie, sondern als ihren Normalfall. Mit historischen Argumenten deckt er dabei blinde Flecken auf, die im politischen Diskurs zurzeit selten zur Sprache kommen.

Peter Sloterdijk macht es einem nicht leicht. Sein neues Buch sieht zunächst aus wie ein weiterer Anlauf, das Begreifliche zu machen, was wir den Rechtsruck, den Vormarsch des Autoritarismus, manche gar den drohenden Faschismus nennen. Doch schnell macht der Autor klar, dass es ihm wie auch in seinen letzten Büchern nicht darum geht, tagesaktuelle politische Entwicklungen zu analysieren. Das Projekt dieses Buches könnte man vielmehr als Provinzialisierung, als historische Einordnung der gegenwärtigen politischen Lage bezeichnen:

„Man redet wieder vom Fürsten – gelegentlich sogar von einem ‘verrückten König’ –, aus begreiflichen, wenn auch erschreckenden Gründen. Die Standardhypothese der neueren Zeit, daß nach den Königen unter normalen ‘demokratischen’ oder ‘republikanischen’ Bedingungen die Präsidenten, die Premierminister oder die Generalsekretäre kommen müßten, läßt sich mit den Erfahrungen der Gegenwart wie auch denen der beiden nach 1789 abgelaufenen Jahrhunderte nur sehr unvollkommen zur Deckung bringen.“

... schreibt der Kulturphilosoph und stellt damit die Frage, ob das, was wir als Krise der Demokratie bezeichnen, nicht eher ihr Normalfall ist.

Demokratie rutscht schnell ins Autoritäre

Haben wir den gnadenlosen Mann an der Spitze des Staates, den Machiavelli den „Fürsten“ nannte, in der Demokratie wirklich abgeschafft? Sloterdijk verneint und greift dafür in die Geschichte zurück: Frankreich etwa habe im 19. Jahrhundert, nach der vielversprechenden Revolution, mit der zweimaligen Wahl von Herrschern aus dem Hause Napoleon gezeigt, dass die Demokratie schnell ins Autoritäre rutscht.

Peter Sloterdijk

Der Fürst und seine Erben.
Über große Männer im
Zeitalter der gewöhnlichen
Leute

Suhrkamp Verlag

189 Seiten

22,00 Euro

Wenn Sloterdijk mehrfach eine solche „Neigung zum Autoritären“ innerhalb der Demokratie diagnostiziert, scheint immer wieder seine Verachtung für das einfache Volk durch. Die versucht er allerdings hinter einer großen Menge Anspielungen, Fußnoten und Verweisen zu verstecken – deren Breite und Tiefe suchen jedoch, das muss man zugeben, unter lebenden Intellektuellen inzwischen ihresgleichen.

Im Zentrum steht dabei vor allem die Auseinandersetzung mit Machiavelli. Sloterdijk liest ihn als nüchternen Beobachter des Staatswesens, das nun einmal zu einer gewissen autoritären Härte neige. Während er den „Fürsten“ von Machiavelli damit durchaus zu seinem Recht kommen lässt, ignoriert er gleichwohl seine republikanischeren „Discorsi“. Das stört ihn aber wenig, denn Sloterdijk liest die Demokratie letztlich ohnehin als bloße Vermassung und Vervielfältigung der monarchischen Prinzipien:

„Die weltweite Krise der Demokratie ist neben allem, was sie sonst sein mag, die Krise der mentalen Mikro-Monarchien, bei denen die Neigung um sich greift, das zu tun, was Monarchen ohne Aussichten auf Machterhaltung- und -ausübung übrig bleibt. Viele finden es zunehmend absurd, sich durch Abgeordnete vertreten zu lassen, die man zumeist nicht kennt und mit denen man nie ein Wort wechseln wird. Die letzte Geste der mikro-royalen Existenz im Citoyen-Inkognito vollzieht sich als Abdankung. [...] Man müßte jetzt nur noch verstehen, daß, wer in dieser Lage radikal rechts wählt, nicht nur als Bürger abdankt, sondern dem Ganzen des Gemeinwesens, als ob es Dreck wäre, einen Tritt versetzt.“

Nur wenige konkrete Ratschläge

Man freut sich, dass Sloterdijk sich hier einmal so klar abgrenzt von einem Projekt, das sich zumindest in Teilen auf ihn beruft: Der als „AfD-Philosoph“ bekannte Europaabgeordnete Marc Jongen war einst ein Schüler und Mitarbeiter von Sloterdijk, der neurechte Verleger und Netzwerker Götz Kubitschek benannte ein Unternehmen kürzlich nach einem Essay des Philosophen. Doch als Leser steht man tatsächlich etwas ratlos vor diesen Äußerungen: Radikal rechts soll man sich also nicht engagieren. Und darüber hinaus?

Sloterdijk hat nur wenige konkrete Ratschläge im Gepäck. Die Grundthese seines Buches bleibt dennoch anregend, gerade in Zeiten, in denen sich breite Teile der nicht-radikal-rechten Öffentlichkeit liebend gern auf den Staat berufen und sein Wohl und seinen Erfolg zu ihrem eigenen Anliegen gemacht haben. Demgegenüber plädiert Sloterdijk für eine Staatsferne und Staatsskepsis, wie man sie heute weder von linker, noch von liberaler oder konservativer Seite hört. Denn:

„Die ‘Gesellschaft’ mag formal so demokratisch eingerichtet sein, wie sie will, der Staatsbau als solcher trägt aufgrund seiner zentralistischen Verfaßtheit, sei es offen, sei es kryptisch, das Potential zu einer Diktatur in sich – auch ein Kanzler mit schüchterner ‘Richtlinienkompetenz’, ein erzziviler Premierminister vor einem lautstarken House of Commons kann aus Gründen der Machtarchitektur nichts anderes darstellen als die Domestikationsgestalt eines virtuellen Diktators. An der Spitze von Staaten (wie von Armeen) ist mit dem Trugbild der flachen Hierarchie nichts anzufangen.“

Ob Sloterdijk sich angesichts dessen aber nun einen weisen Fürsten, die Anarchie oder doch einen libertären Planeten der unabhängigen Mikro- und Netzwerkstaaten wünscht, das lässt er leider offen. Wer sich aber in früheren Jahren von Sloterdijk abgewendet hat, als dieser

Denker dem Neoliberalismus das Wort zu reden schien, indem er vorschlug, staatliche Umverteilung durch freiwillige Abgaben der Reichen zu ersetzen, der dürfte sich ihm nun vielleicht langsam wieder zuwenden. Denn die Lektüre zeigt: Aus der „Falle der Staatsverdugung“ kommen wir so leicht nicht wieder heraus. In ihr wird es aber zunehmend ungemütlich.